GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Das Geschlecht der Inklusion – eine Einleitung

Budde, Jürgen; Offen, Susanne; Tervooren, Anja

2016

https://doi.org/10.25595/2427

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Budde, Jürgen; Offen, Susanne; Tervooren, Anja: *Das Geschlecht der Inklusion – eine Einleitung*, in: Budde, Jürgen; Offen, Susanne; Tervooren, Anja (Hrsg.): Das Geschlecht als Inklusion (Verlag Barbara Budrich, 2016), 7-11. DOI: https://doi.org/10.25595/2427.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Das Geschlecht der Inklusion – eine Einleitung

Jürgen Budde, Susanne Offen und Anja Tervooren

Alle pädagogischen Institutionen sind seit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention mit der Forderung konfrontiert, inklusive pädagogische Settings und Situationen herzustellen. Dieser Anspruch zielt weit über die Institutionen hinaus und wird in allen Bildungs-, Erziehungs- und Sorgeverhältnissen relevant.

In der Diskussion um „Inklusion" lassen sich zwei unterschiedliche Konzeptionen des Begriffs unterscheiden. Inklusion im engeren Sinne wird als Anspruch auf einen vollständigen Einschluss von Menschen mit Behinderungen in pädagogische Institutionen und gesellschaftliche Strukturen verstanden. Die Differenzziehung zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen wird zum Ausgangspunkt genommen und ein Abbau von Barrieren, die Behinderungen erst herstellen, angestrebt. Mit einem breiten Begriff von Inklusion hingegen wird dazu aufgefordert, vielfältige Dimensionen von Heterogenität (beispielsweise unter dem Stichwort „Intersektionalität") ebenso in den Blick zu nehmen wie jegliche Exklusionspraxen in Bildungsinstitutionen und gesellschaftlichen Prozessen mit dem Ziel, diese zu minimieren. Als programmatischer Anspruch schließt Inklusion dabei in beiden Konzeptionen an Ideen von Teilhabeorientierung und an menschenrechtsbasierte Pädagogiken an, bewegt sich dabei jedoch in widersprüchlichen Kontexten: so sind Institutionen der formalen Bildung zum einen Instanzen der Erteilung von Bildungszertifikaten, die den Lebenslauf der Einzelnen maßgeblich beeinflussen und entsprechend Zugangsrechte verteilen: Differenz erscheint hier nachgerade konstitutiv zumindest für formale Bildungsinstanzen. Zum anderen sind gesellschaftliche Ausschlusspraxen entlang von Differenzkategorien organisiert, deren Verstärkung durch Bildungsinstitutionen sich zwar problematisieren lässt, deren Aufhebung durch Bildung jedoch kaum zu erwarten ist.

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich solchen Widersprüchen (also etwa zwischen pädagogischen Ansprüchen und gesellschaftlichen Wirklichkeiten) bereits ausführlich gewidmet und auch die Verschränkung unterschiedlicher Heterogenitätsdimensionen bearbeitet – der Bezug zum Inklusionsdiskurs ist dabei jedoch bislang fragmentarisch geblieben. Diskurse und Praxen der Inklusion sind aber – so die Ausgangsthese des vorliegenden Jahrbuches – auf vielfältige Weisen mit Geschlechterdiskursen verwoben.

Das Jahrbuch hat das Ziel, die Expertise der Frauen- und Geschlechterforschung zur Problematisierung von Exklusionsprozessen im Medium demokratischer Inklusionsversprechen mit dem aktuellen Diskurs zu Inklusion als Bildungsauftrag in Austausch zu bringen. Darin aufgehoben ist auch der

Versuch, den in einem weiten Inklusionsverständnis angelegten Teilhabeanspruch geschlechtertheoretisch auszubuchstabieren.

Die Vielstimmigkeit der Beiträge nimmt das Anliegen des Jahrbuchs auf, dem Verhältnis von Frauen- und Geschlechterforschung zu benachbarten Diskursen aus Queer Theory und Disability Studies nachzugehen und kommende Forschungsarbeiten zu Inklusion aus geschlechtertheoretischer Perspektive zu inspirieren. Gibt es ein Geschlecht der Inklusion? Sicher nicht eines, aber viele. Der Blick auf die Verbindungen der Theoriebildung in der Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext Inklusion eröffnet insofern weiterführende Forschungsperspektiven. Insgesamt liefern die Beiträge Perspektiven, die insbesondere für kritische Dekonstruktionen von Differenzkategorien interessantes Potenzial bieten. Gleichwohl bleiben, dies dokumentiert das Jahrbuch ebenso, noch reichlich theoretische wie empirische Fragen offen.

Die Autor*innen in diesem Band nähern sich dem Thema des Jahrbuches aus unterschiedlichen Perspektiven. Im ersten Abschnitt werden in vier eingeladenen Beiträgen internationale wie nationale Perspektiven auf das Geschlecht der Inklusion entfaltet.

Carla die Giorgio diskutiert in ihrem Beitrag „Mothers and Fathers Disparate Experiences in Francophone Schools: The Connection between Language, Social Capital and Power in Accessing 'Inclusive' Spaces for their Children" die Möglichkeiten von Eltern, einen Teilhabeanspruch ihrer Kinder in der Institution Schule geltend zu machen. Am Fallbeispiel einer frankophonen Schule in einer kanadischen Stadt fragt sie danach, welche Bedeutung Gender in den komplexen Verhältnissen von Müttern und Vätern zur Schule entfaltet und wie sich Geschlechterperspektiven in der Akkumulation ökonomischen, kulturellen und insbesondere sozialen Kapitals der Akteur*innen abbilden. In der vorgestellten Schule, die sowohl die anhaltenden gesellschaftlichen Aushandlungen um die Bedeutung der französischen Sprache und damit Friktionen um Anerkennungsverhältnisse entlang der Kategorie Sprache verkörpert als auch einen besonderen Fokus auf Kinder mit spezifischen Bedarfen richtet, zeigt di Giorgio die Relevanzsetzung ausgewählter sozialer Kategorien im Schulalltag und ihre komplexe Verschränkung mit der Kategorie Geschlecht. Ihre Schlussfolgerungen in Bezug auf Teilhabebarrieren beleuchten die Dimension der sozialen Einbindung im Kontext von Inklusion und erschließen dabei vor allem auch die extracurricularen Aspekte der schulischen Interaktionen. Mit seinem Schwerpunkt auf dem Thema der Sprache erlaubt der Beitrag vielfach weiterführende Anknüpfungspunkte für Inklusion im Kontext multilingualer Gesellschaften und ermöglicht es, intersektionale Perspektiven zu schärfen.

David Mitchell, Sharon Snyder und *Linda Ware* formulieren mit ihrem Essay „Curricular Cripistemologies: The Crip/Queer Art of Failure" eine Konzeption von Pädagogik, die Interdependenz als menschliche Grundkon-

stante in den Mittelpunkt stellt. Entgegen bestehender Konstruktionen von *disability* in älteren und neueren Fassungen von Inklusion fordern sie das normative Curriculum und die dort eingeschriebenen Normalisierungen heraus, um ein Differenzverständnis in Abgrenzung zu neoliberalen Einschlusspraxen zu entwerfen. In der Auseinandersetzung mit US-spezifischen Programmen wie „No Child Left Behind", die erheblichen Einfluss auf Inklusionsvorstellungen weltweit genommen haben, illustrieren Mitchell, Snyder und Ware, welche Normalisierungspraktiken und Formen des Unsichtbarmachens darin eingeschrieben sind. Dieser Analyse stellen sie unter Bezug auf die queere Theoretisierung von Devianz eine widerständige „Cripistemology" entgegen, die sie mit einem Ausblick auf Forschungsbedarfe, Praktiken der Hochschulbildung und bildungspolitische Schlussfolgerungen ausformulieren.

Bettina Kleiner, Thorben Rieckmann und *André Zimpel* markieren ihren Beitrag „Diskurstheoretische Perspektiven auf Behinderung, Geschlecht und Sexualität als mögliche Grundlage der Debatte über Inklusion" schon in der Überschrift als Versuch. Ihr Anliegen ist es, diskurstheoretische Perspektiven als Grundlage einer Bezugnahme auf und einer Debatte über „das Programm Inklusion" stark zu machen und dies in einer Verknüpfung queertheoretischer Ansätze und Disability Studies im Blick auf Behinderung, Geschlecht und Sexualität zu zeigen. Der Blickwechsel „von der Peripherie aufs Zentrum" stellt mithin einen zentralen Zugriff ihres Beitrages dar. Als roter Faden ziehen sich Passagen eines Kurzfilmes durch den Text, an denen die Autor*innen theoretische Bezüge erläutern, um schließlich Interventionen für schulpädagogisches Handeln zu formulieren, die Barrierefreiheit, Befähigung und Selbstbestimmung theoretisch kontextualisieren und zuspitzen.

Ulrike Schildmann rekonstruiert in ihrem Beitrag „Von der (reflexiven) Koedukation zur (reflexiven) Inklusion – ein Hürdenlauf der besonderen Art" wie Ansätze der reflexiven Koedukation und der Integrationspädagogik sowie ihre Verschränkungen in aktuellen Inklusionsdebatten aufgenommen bzw. ausgeblendet wurden und werden. Schildmann plädiert dafür, die Theoriegeschichten von Koedukation und Integrationspädagogik genauer zu lesen und als Grundlagen aktueller inklusiver Pädagogik zu verstehen. Insbesondere verweist sie dabei auf den Begriff des Transnormalismus, der normalisierende Momente der Erziehungswirklichkeit hinterfragt und kritisiert. Schildmann mahnt an, bestehende Theoriebestände nicht zu übergehen und ermöglicht so einerseits eine differenziertere Wahrnehmung pädagogischer Ansätze „vor" der Konjunktur des Inklusionsbegriffes. Andererseits erlaubt dies, die vielfältigen Bemühungen um ein Verständnis der Wechselwirkungen sozialer Kategorien „vor" der Konjunktur des Intersektionalitätsbegriffs einzubeziehen und damit das Konzept einer reflexiven Inklusion weiterzuentwickeln.

Der Thementeil umfasst drei Beiträge, die verschiedene Facetten des Themas entfalten. *Jürgen Budde* und *Nina Blasse* fragen in ihrem Beitrag

„Vergeschlechtlichungen von Care im inklusiven Unterricht“ nach der Vergeschlechtlichung von Care-Tätigkeiten im Schulalltag, die in multiprofessionellen Teams einer inklusiven Schule sichtbar werden. Auf der Grundlage einer Auseinandersetzung mit theoretischen Bezügen eines Care-Verständnisses problematisieren die Autor*innen die geringe Berücksichtigung von Care-Aspekten in aktueller Unterrichtstheorie, die vor allen Dingen Bildung und Erziehung in den Vordergrund stellt. Auf der Grundlage von Material aus ihrer ethnographischen Studie analysieren die beiden die Heterogenisierung der Lehrgruppe in einer inklusiven Schulklasse und nehmen dabei besonders die vorrangig von Frauen ausgeübte, weitgehend prekarisierte semiprofessionelle Tätigkeit von Schulbegleiter*innen in den Blick. Inklusive Schulen eröffnen offensichtlich Hierarchisierungsprozesse entlang des Tätigkeitsfeldes Care, die mit Prozessen der Vergeschlechtlichung verbunden sind.

In ihrem Beitrag „Re/Visionen − Inklusion, Behinderung und Geschlecht“ weist *Heike Raab* darauf hin, dass queerfeministische Perspektiven und Ansätze der Disablity Studies bislang nur wenig Eingang in die pädagogische Auseinandersetzung mit Inklusion finden. Sie problematisiert Inklusion als Teil einer Debatte, die sich vermehrt mit Vielfalt, Heterogenität und Unterschieden im pädagogischen Feld befasst und sich aus verschiedenen Teildisziplinen der Erziehungswissenschaft sowie der Sozialwissenschaft speist. Dabei identifiziert sie eine Orientierung an egalitärer Differenz als einen, die Beschäftigung mit normativ-ausschließenden Effekten des Gleichheits- und Inklusionsgedanken als einen weiteren Referenzpunkt in der insgesamt deutlich mehrstimmigen Debatte. Im Fokus auf denjenigen Strang der Debatte, der die Hervorbringung von Differenz in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses stellt, benennt Raab Strategien der Entnormalisierung und schlägt das Modell einer differenziellen Inklusion als Bezugspunkt einer queerfeministischen, in den Disability Studies verankerten Perspektive auf Inklusion vor.

Der Beitrag „‘Faktor Frau kommt meilenweit danach‘. Eine qualitative Exploration zum Verhältnis von Geschlecht und Behinderung“ von *Mechthild Bereswill* und *Johanna Zühlke* stellt Ergebnisse der qualitativen Begleitforschung eines Mentor*innenprogramms für Studentinnen mit Behinderung dar. Die Autor*innen nehmen dafür das Verhältnis von Geschlecht und Behinderung im Kontext leistungsgeprägter akademischer Karrieremuster im Handlungsfeld Hochschule in den Blick. Bereswill und Zühlke identifizieren die Auseinandersetzung um das Verhältnis dieser Kategorien als grundlegende Kontroverse um Inklusion und Exklusion. Aus den Interviews mit Mentees und Mentor*innen des Programms tritt die umfangreiche Expertise der Befragten für Konstellationen von Differenz und Ungleichheit ebenso wie die Eigensinnigkeit der in Bildungskontexten eröffneten Handlungsspielräume deutlich hervor. Bereswill und Zühlke arbeiten Ansätze intersubjektiver Deu-

tungsarbeit in Bezug auf körperbezogene Differenzkonstruktionen heraus und zeigen Potentiale einer wechselseitigen Präzisierung der Frauen- und Geschlechterforschung auf der einen und inklusionstheoretischen Fragestellungen auf der anderen Seite.

Im offenen Teil des Jahrbuchs setzen sich *Margarete Menz* und *Christine Thon* mit der Frage nach dem „guten Leben" auseinander und erweitern dabei den Blick auf die Gegenüberstellung von Familie und Beruf. Dabei dechiffrieren sie in ihrem Text „Familie und Beruf – oder? Hegemoniale Diskurse, (un)zureichende Alternativen und die Suche nach dem ‚guten Leben'" die dilemmatische Individualisierung der Vereinbarkeitsproblematik mit den daran gekoppelten Selbstoptimierungsanforderungen als hegemoniale Diskurse und fragen nach alternativen Problematisierungsweisen. In Auseinandersetzung mit den Debatten um Care, mit dem Entwurf der Postwachstumsökonomie und mit dem Ansatz der sozialistisch informierten „Vier-in-einem-Perspektive" schlagen Menz und Thon vor, „die vordergründige Vereinbarkeitsproblematik und die Frage nach dem ‚guten Leben' ernst zu nehmen und aus einer individuellen in eine politische Fragestellung zu überführen".